

Städtebauliche, Architektonische und betriebliche Ideen und Konzepte

1.1 Leitbilder des Architekten

Meyers erster Situationsentwurf ist der Versuch einer Synthese von Widersprüchlichem, von städtischen und ländlichen Elementen, von einem gewachsenen, deutsch-romantischen malerischen Dorf und von einer klassizistischen, streng orthogonalen und axialsymmetrischen Stadtanlage. Es mag sein, dass dieser volkstümlich romantische Charakter bei den Laien den Ausschlag für Meyer und gegen Bernoulli/Schmidt gegeben hat (Projekt nicht dokumentiert und verschollen).

Meyer scheint jedoch die nachträglich von beratenden Architekten der Baubewilligungsbehörde gewünschte, von den Laien eher bedauerte eindeutige Ausrichtung auf die Mutterstrasse sehr rasch aufgenommen zu haben, lag diese Straffung und Vereinheitlichung der Richtungen doch ganz auf seiner eigenen Entwicklungslinie.

1.2 Situationsentwicklung

Senkrecht zur St. Jakobsstrasse durchlaufen drei Strassenzüge das Gelände, an welche die Reihen- und Doppelhäuser zu Blöcken, Zeilenhöfen oder Platzgevierten geordnet sind. Quer dazu sind Wege angelegt, die auf das Herz der Siedlung münden:

Die Spielwiese mit Denkstein, Brunnen, Linde und Sitzbank und das Genossenschaftshaus. Die der "Landstrasse" zugewandte Seite der Siedlung ist von einer Gartenmauer umgürtet, die nur durch enge, bewachsene Pforten Einblick gewährt.

Die Querprofile von Platz, Hof, Strasse, Weg und Fusspfad sind sorgfältig proportioniert und ausgestaltet mit architektonischen Mitteln (wie: Hauswand, Gartenmauer, Einfriedung) und gärtnerischen Elementen (wie: Baum, Spalier, Busch, Hecke, Staude, Grasnarbe). In der gegebenen dreieckigen Geländeform wollte Hannes Meyer die Nachbarschaft zu einem "Gesamtwohnhaus" verbinden. Er verstand Bauen damals noch als biologischen Vorgang, redet von "straffem Zellsystem", bezeichnet Wege und Strassen als Arterien und Venen.

1.3 Die Wohnbedürfnisse

Aus Meyers eigenen Worten (Jahresbericht 1919): "Die Häuser müssen zum Teil in Reihen gebaut werden, weil die Herstellung freistehender Häuser zuviel kostet und unwirtschaftlich ist", geht hervor, dass zwischen Wunschbild der Bewohner und wirtschaftlich tragbarem Angebot, bzw. sozialplanerischem Leitbild des Architekten auch damals eine Diskrepanz bestand.

"Mit grellem Blitzlicht beleuchtet diese Hauswahl des Siedlers Einstellung zur Genossenschaft, seiner Eignung zum Landleben, seine Beweggründe zur Stadtfucht. Schleunigst besetzten Stadtsüchtige die Eckhäuser längs der Verkehrsbasis; sie erhofften vom Anblick sonntagsgeputzter Städter und hastender Autos erheiternde Abwechslung und süsse Bereicherung. Sorgsam erforschten die Gartenbauer in den Probelöchern des Geländes Humusschicht nach Dichte und Güte; sie wählten das fette Erdreich. Die Honoratioren bevorzugten den ruhigen Platz, die Naturschwärmer fanden ihren stillen Winkel und die Freunde das Doppelhaus zur Eintracht."

Aufgrund einer Umfrage bei den Siedlern wurde folgendes Wohnungsangebot festgelegt:

110 Vierzimmerhäuser (Typ I)

30 Fünzimmerhäuser (Typ IIa und IIb)

10 Sechszimmerhäuser (Typ III)

Für Meyer ist die Polarität zwischen Individuum und Gemeinschaft, genauer zwischen Freiheit des Denkens, künstlerischem Ausdruck und Gleichheit in Bezug auf Rechte und Pflichten kein architektonisches Thema. Diese Polarität sieht er 1919 zwischen Architektur und Natur: Die wuchernde Natur stellt er seiner strengen Architektur entgegen. "Ewiger Kampf zwischen der gemessenen Strenge menschlicher Behausungen und der wuchernden Freiheit triebhaften Pflanzenlebens. Ewiges Hadern zwischen Antike und Gotik, Philosophie und Glauben, zwischen Renaissance und Romantik, Wissenschaft und Gefühl, zwischen dem Menschen und Gott". Meyer wollte den Menschen mittels Architektur erziehen. Die Architektur betonte das Gleichmass, die Einheitlichkeit mit "puritanischer Sachlichkeit und Strenge".

Konsequent und lebensfreundlich ist die glasüberdeckte Sommerlaube an der rückwärtigen Hausseite, die er "von bedeutender Wichtigkeit für die Verkettung von Mensch und Natur" betrachtet, und die sich nicht bloss 1924, sondern bis auf den heutigen Tag bewährt hat: "als Mittler zwischen Haus und Garten zur Mahlzeit und als Pflegestätte, von Altersruhe und Kinderspiel, Handarbeit und Schulaufgaben, Gartengenuss und Familiensinn". Dass die Biografie der Kleinfamilie schon damals zumindest dem Wachsen und Schrumpfen ausgesetzt war, hat Meyer insofern beschäftigt, als dass er einerseits alle Zimmer zwei Bettlängen tief gestaltete, andererseits das Kinderzimmer im 1. Stock so gross konzipiert hat (ca. 20 m²), dass es leicht unterteilbar war. Meyer hat dies im Plan durch gestrichelte Linien angedeutet und bei seinem Baubeschrieb hervorgehoben: "Unter Verzicht auf den direkten Zugang zur Estrichreppe ist das grosse Schlafzimmer teilbar eingerichtet, sodass für die heranwachsende Jugend Geschlechtertrennung durchführbar wird und bei starkem Familienzuwachs die Heimstätte nicht verlassen werden muss".

Meyer betrat hier Neuland, als er das grösste Zimmer als Kinderzimmer bezeichnete; allerdings ist ihm die klassisch symmetrische Fassadengestaltung wichtiger, als dass dieses abgetrennte zweite Zimmer auch noch Tageslicht bekäme.

Neben dieser inneren Flexibilität hat Meyer in seinen grossen Dachräumen bei den Typen I und II Raumreserve und Belichtung genug, um ein weiteres Mansardenzimmer einzurichten. Die Häuser sind, etwa im Vergleich zu den "Bernoullihäusern" in Zürich und Basel aus derselben Zeit, sehr geräumig. So umfasst der kleinste Typ (4 Zimmer) neben den ca. 90 m² Wohnfläche eine gedeckte Veranda (ca. 15 m²), Kellerräume und Estrich von über 60 m² Fläche. Die einzelnen Zimmer sind auch wegen ihrer geschickten Proportionierung vielfältig nutzbar. Küche und Bad sind minimal. In einer vorgängig durchgeführten Befragung unter 115 potentiellen Mietern lehnten ausser zweien alle die Wohnküche entschieden ab, was sich allerdings auch mit Meyers damaligen Auffassung von moderner Wohnhygiene deckte.

1.4 Normierung und Typisierung

Mangels schweizerischer Normen für den Typenbau entwickelte Meyer freidorfeigene Normen für jeden Haustyp: Mass, Form und Material für Balken, Fenster, Türen, Hauseingang, Lauben etc. Das Grundmodul der Fensterscheiben (30,5 x 40,5 cm) ist gemäss Meyers Baubeschrieb aus dem vertieften Studium alter baselbieter Fenster entstanden.

Die Normierung sollte sich wirtschaftlich auswirken, doch erwiesen sich bei den Ausschreibungen die mittelgrossen Familienbetriebe gegenüber den Grossbetrieben als preisgünstiger, weshalb gleiche Arbeitsgattungen in kleinere Baulose aufgeteilt wurden und nicht, wie beabsichtigt, durch serienweise Produktion verbilligt werden konnten. Angesichts der Schwierigkeiten von Materialbeschaffung und der bald drohenden Arbeitslosigkeit konnte sich die Normierung auch in den folgenden Jahren nicht durchsetzen.

Diese vereinheitlichte Architektur entsprach nicht dem Gemeinschafts- und Schönheitsempfinden aller Genossenschafter, und im Volksmund sprach man übers Freidorf bald von "Zuchthaus und Kaserne".

1.5 Das Versorgungskonzept: sensationell

Entsprechend den Ordnungssystemen von "Arterien und Venen" werden die einzelnen Häuser mit Elektrizität und Wasser versorgt. Aus dem Transformatorenturm, von Meyer im Gegensatz zu den Wohnhäusern als Industriebau gestaltet, wird unter Vermeidung jeglicher

Freileitung die elektrische Energie von 220/380 Volt Spannung an die drei Versorgergruppen der Siedlung verteilt. Die drei Hauptkabel sind entlang der Landstrasse im Erdreich verlegt und unterhalb der Kellerdecke durch die Baublöcke geführt. Stromlieferant war die Konsumgenossenschaft Elektra Birseck, die elektrische Energie ohne Profit an ihre Mitglieder abgab. Dank billigem Stromtarif (1 KWh Lichtstrom Fr. -.30, Kochstrom -.18, Nachtstrom -.045) liess sich die Elektrifizierung des Einzelhaushaltes im Sinne schweizerischer Wirtschaftsbestrebungen der Nachkriegszeit ermöglichen.

Die Trinkwasserleitungen waren als Teilstück an die Muttenzer Wasserversorgung angeschlossen. Allerdings wurde der Normalwasserdruck aus Rücksicht auf die elektrischen Heisswasserspeicher und die vorzeitige Armaturenabnutzung von 7-8 auf 4,5 Atmosphären gedrosselt. Die Führung der Wasserleitung erfolgt nach dem Prinzip des Stromverteilungsnetzes, wiederum in drei Gruppen von der Hauptleitung in der St. Jakobsstrasse, unter den Kellern durch die 3 Häuserblocks und ist an den Endpunkten zum Ausgleich allfälliger Druckverluste zu einem Kreislauf geschlossen.

Die Abwasserbeseitigung geschah in der Siedlung nach dem Schwemmsystem, im Einzelhaushalt nach dem Trennsystem: Regen- und Hausabwasser gelangten über laubenseitig geführte Nebendohlen in die Hauptdohle längs der St. Jakobsstrasse und schliesslich in die Birs.

Die WC-Leitungen dagegen führten erst in eine Abortgrube und waren mittels Überlauf an die Nebendohlen angeschlossen. Die Abortgrube wurde auf der Gemüsegartenseite der Häuser mit einem Geruchsverschlussdeckel ausgerüstet; der Inhalt (1,7 m³) diente im Hausgarten anstelle von Guano oder teuren, umweltbelastenden Chemiezusätzen als Düngung. Dieses Konzept gab den Wegen auf der Laubenseite den Namen "Düngerwege".

Die Versorgung der Siedlung mit Strom und Wasser war zu jener Zeit absolut sensationell und das Neueste, was im Bereich Haustechnik möglich war. Diese Tatsache war bestimmt auch ein wesentlicher Grund, warum mit der umfassenden Sanierung der Bauten so lange zugewartet werden konnte.

1.6 Das gärtnerische Element

"Wie die Liebe im Menschenleben das Allzumenschliche verklärt, und als Nächstenliebe im Gemeinschaftsleben alle Gegensätze überbrückt, so überspinnt die Natur alljährlich das herbe Werk des Menschen mit blühwilligen Pflanzen und kleidet die kühlen Flächen des Baues in das warme Gewand gewählter Farben".

Aus diesem Naturverständnis und der genauen Pflanzenkenntnis Meyers heraus, regelt die Gartenordnung die Wünsche des Einzelnen und die Forderungen der Allgemeinheit: Blumen-, Gemüsegarten und Laube dürfen nach freiem Ermessen bis auf Busch- oder Spalierhöhe genutzt werden. Die Pflanzung und Gattung der Hochstämme, der Baumallee, des Baumgürtels um die Siedlung sowie die Ausgestaltung der Mittelachse mit der Spielwiese ist genau vom Architekten festgelegt. Weitere von ihm bewusst angelegte Elemente waren Stauden- und Irisgarten. Diese sind erst vor kurzer Zeit aufgehoben worden.

1.7 Das Genossenschaftshaus

1922 - 24 wurde das Genossenschaftshaus von einer sozialen Bauhütte errichtet. "Was Schule, Kirche, Kaufhaus und Schenke der Kleinstadt, das ersetzt dieses Gebäude dem Freidorf. Im Innern und Äussern unterwirft es sich willig dem Einheitsgesetz der Siedlung, und nur das verdoppelte Mass aller Dinge kennzeichnet den öffentlichen Bau. Der Mensch wird klein, betritt er den Tempel der Gemeinschaft."

Dieser Bau erinnert an Meyers Studium der klassischen Bauweise Palladios. Fenster, Mauerflächen, Gesimse und Portal sind nach einem klaren Modul gestaltet. Der Dachreiter auf dem First zeigt mit Zifferblatt und einem Glockenspiel jede Viertelstunde an. Im Gebäudeinnern spielt sich das Leben der Gemeinschaft ab: Schul- und Seminarräume, Handarbeits-

und Lehrerzimmer, Bibliothek mit Leseraum, Laden mit Lagerräumen, Restaurant und Café, mit Wirtewohnung, Wäscherei, Poststelle, Versammlungssaal (ca. 500 Plätze) mit Projektionskabine und Vortragsraum, Sitzungszimmer, Turnhalle und Kegelbahn sind darin untergebracht.

Das Genossenschaftshaus ist kein funktioneller Bau, sondern ein pathetisches Monument, was sich auch am Verhältnis von Erschliessungs- zu Nutzfläche deutlich zeigt: 47 % des Gebäudes sind nutzbar, 53 % sind Treppen und Gänge - dies ein Umstand, der in späterer Zukunft zu Problemen mit Umbau und Umnutzung führen sollte.

1.8 Die erste Siedlergeneration

Die Zusammensetzung der ersten Siedler war vom Spektrum der Berufe als auch vom sozialen Status her recht stark durchmischt. Wenn auch die überwiegende Mehrheit statutengemäss Mitarbeiter beim Verband Schweizerischer Konsumgenossenschaften war, so gab es einzelne Selbständige oder Pensionierte, welche sich bei der Gründung des Freidorfs verdient gemacht hatten.

1.9 Entstehung und Wirken der Kommissionen

Die Ziele einer weitestmöglichen Selbstverwaltung und eines aktiven Gemeinschaftslebens machten es wünschbar, dass im Idealfall jeder erwachsene Bewohner in irgendeiner Weise an den allgemeinen Aufgaben und Angelegenheiten der Siedlung mitarbeiten sollte. In diesem Sinne wurden die ersten sieben Arbeitsgruppen, die "Kommissionen" der Bauzeit 1922 neu bestellt und vorallem erweitert. Die Statuten, welche ein integrierender Bestandteil des Mietvertrages waren, gaben dieser Absicht den nötigen Nachdruck und die notfalls rechtliche Grundlage. Auf diese Weise war es möglich, 1922 ca. 165 Bewohnerinnen und Bewohner der rund 380 Erwachsenen "in den Gemeinschaftsdienst zu ziehen".

Die zum Teil sehr grossen Kommissionen, die im Falle der Baukommission bis zu 22, der Erziehungskommission bis zu 18 Mitglieder zählten, gliederten sich für die Sachbearbeitungen in zahlreiche kleinere Ausschüsse. Die Ausschüsse unterbreiteten ihre Gedanken und Ergebnisse der Gesamtkommission, welche Anträge an den Verwaltungsrat stellte. Dem Umstand, dass Bernhard Jäggi an den meisten Kommissionssitzungen teilnahm, mag es zu verdanken sein, dass die meisten Anträge aus den Kommissionen vom Verwaltungsrat, bzw. der Generalversammlung angenommen wurden. Man kann aus dieser Tatsache auch vermuten, dass wohl kaum eine Änderung oder Neuerung ohne Bernhard Jäggis Unterstützung oder zumindest Billigung möglich war.

Die 1922 (resp. 1924) eingesetzten Kommissionen sollen im folgenden nur kurz mit einigen Stichworten aufgelistet werden, da in den beiden Jubiläumsschriften zum 25- und 50-jährigen Bestehen ausführlich darüber berichtet wurde:

- Erziehungskommission: zuständig für Freidorfschule, Gertrudgruppe, Bibliothek, Lesezimmer, Kurse, Vorträge, etc.
- Betriebskommission: Organisation der Warenversorgung, des Dorfladens, etc.
- Baukommission: Wohnbauten, Genossenschaftshaus, Kanalisation, Elektrizität, Gärtnereibetrieb, Schäden, Renovationen, etc.
- Wirtschaftskommission (ab 1924): Café/Restaurant Freidorf
- Finanzkommission: Spar- und Hilfskasse, Kollektiv- und Mobiliarversicherung, etc.
- Unterhaltungskommission: Freiluftkino, Orchester, Volkschor, Jahresfeste, etc.
- Sicherheitskommission: Wachorganisation, Feuerwehr
- Gesundheitskommission: Sanitätsposten, Vertrieb von Sanitätsmaterial, Leistung von
1. Hilfe, Verhütung und Beseitigung sanitärischer Übelstände, Zahnkontrollen, etc.

Noch 1943 kam auf jeden der 150 Haushalte eine ehrenamtlich tätige Person für die Sache der Siedlung. Orchester und Volkschor entwickelten sich schon bald zu selbständigen Vereinen.

1.10 Die "Freidorfschule"

Im "Goldmachedorf", dem utopischen Genossenschaftsroman Heinrich Zschokkes, übernimmt der Philanthrop Oswald selber die Leitung der Dorfschule, und in Robert Owens schottischer Baumwollspinnerei ging es beim Kampf zuerst um sein "Institut für Charakterbildung" und später bei der Gründung einer eigenen Schule um Durchbruch oder Scheitern seines gesamtgesellschaftlichen Reform-Modells. Obwohl er diese Schule noch einrichten konnte, scheiterte er schliesslich doch am erbitterten Widerstand der Geistlichkeit und der eigennützigen Unternehmerschaft gegen seine auf Bekenntnisfreiheit, Rechtsgleichheit und Brüderlichkeit ausgerichteten Erziehungsprinzipien.

Auf schweizerischem Boden entstand auf Hofwyl von Fellenbergs Erziehungsanstalt, die - wenn auch in patriarchalisch aristokratischem Führungsstil - rasch zu einer der fortschrittlichsten Bildungsinstitutionen Europas wurde, so dass z.B. auch Robert Owen zwei seiner Söhne aus Schottland nach Hofwyl zur Schule schickte. Die Erziehung umfasste gleichermaßen Lehre (Theorie), Arbeit (Praxis) und Freizeit.

Im Gegensatz zu Owen, welcher in der Familie einen zu engen, zufälligen oder in der Verschiedenheit der Ehepartner zu unsicheren und gespaltenen Erziehungsrahmen sah, beruft sich das Freidorf in seinen 1921 formulierten Leitsätzen und Erziehungsprinzipien - Teil des Vertrags zwischen VSK und Freidorf - ausdrücklich und ausführlich auf Heinrich Pestalozzis Modell der "kleinen Kreise", in welchem die Familie als Kernzelle der Erziehung der Nation betrachtet wird. Um den von Owen befürchteten und an seiner eigenen Familie erlittenen Gefahren zu begegnen, wurde die Öffnung der Familie zur Nachbarschaft, zur Siedlungsgenossenschaft als Ganzes und zur (kleinen, übersichtlichen) Gemeinde angestrebt und mittels (Erziehungs-)Kommissionsarbeit, Elternabenden und (Schul-)Festen auch ein personeller, zeitlich und räumlich verbindender Ordnungsrahmen (Verbindlichkeit) eingerichtet.

Ob Bernhard Jäggi ursprünglich an eine eigene, selbstverwaltete Schule gedacht hat, geht aus keinen mir bekannten Dokumenten hervor. Offensichtlich wurde kein deutlicher Gegensatz zu Zielen, Lehrplan und Organisation der Staatschule empfunden, die sich ja auch immer wieder auf Pestalozzi beruft. Als Ergänzung wurde ein genossenschaftlicher, freiwilliger Schulunterricht, "die Genossenschaftsschule" - am Mittwochnachmittag für die Kleineren, am Sonntagabend für die Grösseren - eingerichtet.

Die Gemeinde Muttenz bezahlte gemäss Vertrag rückwirkend auf den 1. Januar 1922 die Lehrkräfte, eine regelmässige Raummiete, das Mobiliar, Beleuchtung und Reinigung. Das Freidorf erhielt zudem ein Vorschlagsrecht für die Wahl der Lehrkräfte. Am 22. November 1920 wurde in der Kantine der Bauarbeiter, einem barackenartigen Holzbau, der Unterricht mit 18 Schülern und Schülerinnen im Gesamtschulsystem mit 7 Klassenstufen aufgenommen. Anfangs 1921 waren es 39 und Ende des Jahres 56 Kinder. Mit der Fertigstellung des Genossenschaftshauses 1924 konnte eine Lehrkraft mit der Leitung der Klassen 1-2, eine zweite mit den Klassen 3-5 betraut werden.

1929 wurde in der ehemaligen Baubaracke ein Kindergarten eingerichtet; 1935 erzwang die Gemeinde Muttenz eine Umquartierung der Klasse 2 - 8 mit dem damaligen Oberstufenlehrer ins neuerstellte Schulhaus Hinterzweien. Infolge der Einquartierung von Aktivdienstlern wurden 1939 auch die ersten zwei Klassen ausgesiedelt, und erst 1948, als die Muttenzer Schulhäuser wieder voll ausgelastet waren, kehrten die ersten zwei Klassen, zwei Jahre später die Klassen 3-4 ins Freidorf zurück. 1970 wurden diese vier Klassen in ein Barackenprovisorium einer benachbarten Siedlung untergebracht. 1972 kündigte der Kanton die Miete der Turnhalle im Freidorf.

1.11 Gründungsgedanke des Genossenschaftlichen Seminars

Am 5. Juni 1923 errichteten Bernhard Jäggi und seine Frau Pauline Jäggi-Büttiker die Stiftung "Genossenschaftliches Seminar" mit Sitz im Freidorf. Zweck dieser Stiftung ist die Schaffung eines Instituts für "die theoretische und praktische Schulung und Erziehung von Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche sich aus innerer Neigung mit Ernst und Hingebung in den Dienst der Genossenschaftsbewegung stellen wollen". Wegbegleitend sollen dabei die Idee der "Vollgenossenschaft", dh. einer möglichst umfassenden genossenschaftlichen Lebensform, die Prinzipien der Pioniere von Rochdale und die stufenweise Erziehung zur Selbst- und Gemeinsorge von Pestalozzi sein. Von den neueren genossenschaftstheoretischen Schriften werden namentlich Dr. Karl Mundings "Pflichten und Rechte der Genossenschaftsangestellten im Lichte der Genossenschaftsidee" erwähnt, sowie Bernhard Jäggis in 25 Punkte gegliederte Richtlinien zur weiteren Entwicklung der Genossenschaftsbewegung vom 17. Dezember 1921. Schon damals bemängelt Jäggi, dass sich viele Mitglieder lediglich als Kunden fühlten und in sich nichts verspürten von der Genossenschaftsgesinnung, der ihnen eigentlich den Weg in den Konsumvereinsladen weisen sollte."

Der Zweck der Stiftung soll im besonderen wie folgt erreicht werden:

- a) durch den Betrieb eines Seminars
- b) durch Kurse in Erziehungs-, Verwaltungs- und Haushaltswesen
- c) durch praktische Betätigung in Haus, Küche, Laden Büros und sonstigen Betrieben.

Bernhard Jäggi legte damit den Grundstein zu einer genossenschaftlichen Bildungsschule für Erwachsene. Er schuf gleichzeitig eine Schulungsstätte für kaufmännisches Personal. Warnend gab er zu bedenken, "dass genossenschaftliche Erziehung immer in einer alten Umwelt" vollzogen werden muss; es muss also immer darüber gewacht werden, dass die Entwicklungstendenzen nicht verfälscht werden. Mit der Gründung des genossenschaftlichen Seminars wurden 1924 auch die Schulzimmer im ersten Stock des Genossenschaftshauses und die Wirtschaft belebt. Die Turnhalle im Dachraum wurde zugunsten von Mansardenzimmern für die SeminaristInnen halbiert.

1.12 Die Entfaltung der Konsumgenossenschaft Freidorf

Bei der Gründung der Siedlungsgenossenschaft Freidorf konnte auf Erfahrung und Aufbau von rund 75 Jahren konsumgenossenschaftlicher Vergangenheit in der Schweiz zurückgegriffen werden. In seinen "Richtlinien für die weitere Entwicklung des VSK" stellt Bernhard Jäggi fest, dass die 360 000 Mitglieder 1920 nur etwa 1/3 bis 1/2 ihres Warenbedarfs bei VSK-Betrieben eindeckten und beklagte, dass es der Bewegung nicht gelungen sei, die volle Bezugskraft ihrer Mitglieder zu binden. Aus der Tatsache, dass der Umsatz pro Mitglied mit der Grösse und Anonymität der einzelnen Vereine abnimmt, postulierte er das Freidorf mit seinen 150 Haushalten als Modell einer "kleinen, in sich geschlossenen wirtschaftlichen und soziokulturellen Einheit". Die wirtschaftliche Eigenständigkeit dieses kleinen Organismus wurde durch die Einführung des von Hannes Meyer entworfenen, in Aluminium geprägten, eigenen Freidorfgeldes unterstrichen.

Da das Freidorf nicht ein Selbsthilfeprojekt, sondern ein "Geschenk" von VSK und Eidgenossenschaft war, konnten die Bewohner und Angestellten des VSK als Gegenleistung mittels Statuten, Registrierung und Veröffentlichung der im Freidorfladen getätigten Einkaufssumme zur "Vollgenossenschaft" verpflichtet werden. So erzielte der Freidorfladen im Vergleich zur Mitgliederzahl einen vergleichsweise sehr hohen Umsatz. Das Prinzip der Rückvergütung nach Massgabe der Beteiligung am Umsatz war sicherlich in den wirtschaftlich schwierigen Zeiten ein wichtiger materieller Anreiz. Als Sonderleistung des Freidorfladens erhielt man auch auf Milch und Milchprodukte die volle Rückvergütung. Dem Ziel der Vollgenossenschaft wurde damit zusätzlich nachgeholfen, dass alljährlich die Umsatzsumme pro Familie veröffentlicht wurde.

Die Betriebskosten waren gering, da die Lehrtöchter des Seminars zur praktischen Verkaufstätigkeit herangezogen wurden und da die ehrenamtliche Betriebskommission bis 1934 die Verwaltungsaufgaben erledigte. Dann wurde die Betriebsführung vom Genossenschaftlichen

Seminar übernommen. Im Laden konnte man neben allem, was der tägliche Bedarf verlangte, auch andere VSK-Produkte (z.B. Schuhe) bestellen. Selbst am Sonntag konnte man bis 1961 frische Milch beziehen.

1929 kam ein eigener Manufakturladen mit VSK-Produkten aus dem Non-Food-Sektor dazu; 1952 wurde der Laden auf Selbstbedienung umgestellt.

1967 musste das Prinzip der Vollgenossenschaft aufgegeben werden, und der Laden wurde vom ACV (Allgemeiner Konsumverein) übernommen.

1.13 Feste, kulturelles Leben

Trotz dem klösterlichen Charakter der Anlage, der Strenge der einheitlichen Masse und Bauelemente, der "puritanischen Sachlichkeit", welche etwas schulmeisterlich mit dem Zeigefinger das Postulat der Einheit und Gleichheit demonstriert, lebte im Genossenschaftshaus und auf dem grossen Spiel- und Tummelplatz davor zumindest am genossenschaftlichen "Jahrestag" ein bisschen etwas von den erwünschten Sinnesfreuden der Phalanstères (kommunikations- und festfreundliche Wohnpaläste) von Charles Fournier wieder auf. Die Genossenschaftsfahne trägt bekanntlich das bunte Spektrum des ganzen Regenbogens. Das anlässlich des Genossenschaftlichen Weltkongresses in Gent (Belgien) 1924 gezeigte propagandistische Bühnenstück, das "Théâtre Co-op" von Hannes Meyer und Jean Bard, wurde auch bei der Eröffnung des Genossenschaftshauses aufgeführt. Meyer verwendete neue avantgardistische Stilmittel der Serie und der Abstraktion. Er beauftragte die jungen Maler Ernst Morgenthaler und den in Paris lebenden Fritz Zbinden, eine Serie von Karikaturen zum Thema des typischen Genossenschaftlers und des genossenschaftlichen Siedlungsbaus anzufertigen. Die Bilder Ernst Morgenthalers überlebten, nachdem sie über Jahre in einem Magazin lagerten, währenddem die Bilder von Zbinden verschollen sind.

Hier kommt ein Widerspruch zur Theorie der "kleinen Kreise" zum Ausdruck: Das Genossenschaftshaus hat räumlich von den Dimensionen her - und hatte mindestens in der Pionierzeit auch geistig - internationale Ausstrahlung, was im Widerspruch zum dörflichen Mittelpunkt stand, den es in der Bedeutung der meisten Anwohner im Alltagsleben hatte. Zumindest in meiner Jugendzeit waren Orchester, Schule, Lientheater und Chor eher kleinbürgerliche, jedenfalls sehr lokale Freizeitbeschäftigungen, die direkt an den "ersten Kreis", die Familie, anknüpften und die meisten Kinder auch anzusprechen vermochten, solange sie in die Freidorfschule gingen.